

# Vorwort der Herausgeberin

Der Supervisionsberuf hat etwas Merkwürdiges an sich – genauso wie alle kreativen Berufe. Theoretisch kann man sie erlernen, doch können kann man sie darum noch lange nicht. Man muss sie einfach machen. Man lernt sie im Tun. Am besten ist es darum, Theorie und Praxis von Anfang an einander gut ergänzend zusammenzubringen und dann hinein zu springen in die Arbeit. So entsteht Erfahrung.

Allerdings schließt das Versuch und Irrtum, Ausprobieren, Verzagen und Sicherheit-Gewinnen, Nicht-weiter-Wissen, Stocken, Sich-neu-Erfinden und Helfen-lassen, in guten Flow-Kommen und vieles andere mehr im Erleben von Supervisorinnen und Supervisoren ein. Keine Frage: Der Supervisionsberuf ist nichts für Feiglinge. Zumindest nicht für solche, die es vermeiden, sich ins lebendige Spiel der Kräfte eines ja niemals im Voraus völlig absehbaren oder gar programmierbaren supervisorischen Prozesses hineinzugeben und darin dann auch noch die eigenen Navigationsqualitäten zu entfalten und einzusetzen im Sinne des geltenden Kontraktes.

Doch auch für hinreichend Mutige braucht es, um sich in den Beruf hineinzuwagen und darin wachsen zu können, den Blick über die Schulter von Erfahreneren in der eigenen Profession – so wie es in anderen kreativen Berufen ja auch geschieht. Von Zeit zu Zeit muss man einfach wissen: Wie machst Du das denn? Hast du schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht? Was ist dir dabei aufgegangen? Welches Beispiel gibst du mir? ... Tatsächlich kommt Supervision ohne Supervision nicht aus – auch nicht in diesem Sinn des Draufsehens und Überblickens wie andere es tun, die länger dabei sind als man selbst und schon an Reife gewonnen haben. So kommt Entwicklung in Gang.

Aber ganz so einfach geht das nicht. Denn in der Regel ist Supervision ein einsames Geschäft. Meist agiert der Supervisor oder die Supervisorin als Angehörige ihres Faches allein. Beobachten zu können, wie andere es tun, bleibt eher die Ausnahme. Das liegt in der Natur des Berufsstandes. Am nächsten käme diesem Bedürfnis darum – so meine ich – eine Lektüre mit praxiserprobten, spannenden und die eigene Erfahrung erschließen helfenden Beiträgen, in denen sich gestandene Supervisorinnen und Supervisorinnen einmal selbst zu Wort melden – persönlich und analytisch; emotional und reflektiert. So könnten Menschen, die sich das supervisorische Berufsfeld aneignen, im Grunde aber alle daran Interessierten (ob in Ausbildung oder mit fortschreitender Supervisionspraxis) enorm profitieren – vor allem auch, wenn die dargestellten Erkenntnisse nicht wie »in Stein gemeißelt«

wirken, losgelöst von ihrem Veränderungspotential, sondern der Faktor »Entwicklung« dabei Berücksichtigung findet. Nur so wird Reifung befördert.

Diese Überlegungen brachten mich dazu, das hier vorliegende Buch herauszugeben. Doch es gab noch eine zweite Motivation: In meiner eigenen Supervisionsausbildung und -tätigkeit bin ich einigen weisen Kollegen und Kolleginnen begegnet, von denen ich selbst so viel gelernt habe, dass ich schon lange meine, es lohnt unbedingt von diesem Erfahrungsschatz auch für andere etwas weiterzugeben. Denn sie gehören für mich und auch für viele andere zu den Lehrerinnen und Lehrern, die es in ihren supervisorischen Prozessen immer wieder vermögen, aus dem, was geschieht, eine Klugheit zu destillieren, die den Beteiligten weiterhilft. Doch weil nicht jeder von ihnen gleich ein Buch schreibt über die in langen Praxisjahren gewonnenen Einsichten, hoffte ich, dass es wenigstens ein Beitrag dazu sein kann. Also habe ich mich aufgemacht, sie von diesem Projekt zu überzeugen. Nicht alle angefragten Personen konnten sich beteiligen und wiederum konnte auch ich nicht alle infrage kommenden Personen anfragen und beteiligen. Der Zeitfaktor und der vorgegebene Umfang des Buches haben Grenzen gesetzt. Doch wichtig war mir, dass hier Frauen und Männer mit lehrsupervisorischer Erfahrung aus allen Teilen Deutschlands zu Wort kommen und dass durch die Vielfalt ihrer unterschiedlichen supervisorischen Überzeugungen, Stile und Arbeitsweisen, eine große Breite der Herausforderungen, Chancen und Möglichkeiten des supervisorischen Arbeitsfeldes abgebildet werden können.

Am geeignetesten, um diesem Ziel näher zu kommen, erschien mir der Interviewstil. Denn natürlich braucht es auch für erfahrene Menschen im Supervisionsberuf Mut und Lust, sich im Auskunft-geben über die eigene Profession authentisch persönlich zu zeigen. Dieser Vertrauensvorschuss entsteht meiner Meinung nach am ehesten in sinnhaften und inspirierenden Beziehungen und ich meine, dass ein Interview da hineinführen kann. Zumal die gestellten Fragen ein aufrichtiges Interesse bekunden, weil sie sich aus der Neugier und dem Wissensdurst derer speisen, die noch nicht fertig sind mit dem Supervisionsberuf. Ich bin mit einigen von ihnen im Gespräch und habe – wie bei mir selbst auch – gefunden, dass sie nach vielfältigen Aufschlüssen suchen, die ihnen immer wieder neu helfen können, sich in der Fülle der Herausforderungen supervisorischer Praxis zu orientieren. Natürlich glaube ich zudem, dass sich jede gute Supervisorin und jeder gute Supervisor selbst zu dieser Gruppe zählt und das nicht nur am Berufsbeginn, sondern ein Berufsleben lang. In der Interviewform bildet sich also die Beziehungsdimension ab, die auch in der Supervision tragend ist. Der Ausgangspunkt ist eine Frage oder ein Gesprächsinteresse, die Kontakt und Beziehung eröffnen. Im Interview haben die Gefragten demnach mehr als in einem monologisierenden Beitrag die Möglichkeit, mit ihrem potenziellen Leserkreis in Kontakt zu treten und sich dorthin auch immer wieder zurückrufen zu lassen.

Dies hat das Anliegen des Buchprojektes in Bahnen, die lebendiger und inspirierender Entwicklung zugänglich sind, gelenkt. Die Autoren und Autorinnen bekamen einen Katalog mit 51 Fragen und der Bitte ein lehrreiches Praxisbeispiel darzustellen. Die Fragen, die im folgenden Kapitel eingesehen werden können,

bilden viel von der Komplexität supervisorischen Arbeitens ab, bescheiden sich zugleich aber auch. Wie in jedem Interview gaben sie den Beteiligten die Möglichkeit, sie sich kreativ anzueignen, ganz frei ihren Eingebungen zu folgen und dabei kurz oder ausführlich zu sein. Davon haben sie so reichlich Gebrauch gemacht, dass es zum flüssigen Lesen beiträgt. Natürlich hatten alle die Möglichkeit auszuwählen und sich zu beschränken. Es gab zehn Fragen (dick gedruckt im Katalog), um deren Beantwortung alle gebeten waren. Denn es sollte in aller Freiheit auch eine Vergleichbarkeit hergestellt werden können. Alles Übrige oblag eigener Wahl.

Ein weiteres Interesse und so denn auch meine dritte Motivation für dieses Projekt hat sich aus einer besonderen, alle beteiligten Supervisorinnen und Supervisoren verbindenden Qualifikation ergeben. Denn allen gemeinsam ist, dass sie trotz unterschiedlicher Ausbildungsgänge, Zusatzqualifikationen und Arbeitsweisen einen pastoralpsychologischen Hintergrund bzw. Zugang haben. Die meisten von ihnen gehören der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP) an. Da lag es sehr nahe, sie auch nach der spirituellen Dimension in der Supervision zu befragen, die sie von Berufs wegen ja schon immer mitberücksichtigen. M.E. nach gibt es bis heute zudem kaum Literatur zu diesem Zusammenhang. Also ist es an der Zeit, ihn ins Blickfeld supervisorischer Reflexion zu rücken. Darum berücksichtigt eine Reihe von Fragen im vorliegenden Buch auch das mögliche Vorkommen, den Ausdruck, die Gestalt und die Auswirkung von Spiritualität in der Supervision. Zugrunde liegt dabei zunächst ein sehr elementares Verständnis von diesem Begriff. Abgeleitet von der lat. Wortbedeutung »Spiritus«, was »Lebensatem«, »Lebendigkeit« bedeutet, meint Spiritualität in der Grundbedeutung: In Beziehungkommen und Anteilgewinnen an einer sich kreativ entfaltenden Lebendigkeit. Zum einen ist solch ein Lebendigwerden unserer Verfügung entzogen, zum anderen aber ist sie stark vernetzt mit unseren Bemühungen und darin wirksam. Wie die Interviewten nun solche Spiritualität in supervisorischen Prozessen konkret wahrnehmen und im Buch beschreiben, ist aufschlussreich. Ein spannendes Ergebnis und darum hier schon vorwegnehmend hervorzuheben ist, dass die meisten von ihnen Spiritualität nicht nur als einen Aspekt begreifen, der geschieden von den anderen Wirkfaktoren in der Supervision bleibt wie etwas Abgespaltenes, Aufgesetztes, Künstliches; sondern als eine Größe, die überall und sehr organisch Einfluss nehmen kann. Auch dies wird im Erfahrungsbezug verdeutlicht und nicht ideologisierend beschrieben und kann darum auch für den säkularen und interreligiösen Markt von Gewinn sein.

Lassen Sie sich also mitnehmen auf eine besondere Entdeckungsreise, die dieses Buch eröffnet. 50+1 Frage zur Supervision eröffnen einen weiten Horizont möglicher Antworten, deren Wert vor allem darin liegt, dass sie verwertbar sind und durch ihre Praxistauglichkeit zur Kompetenzerweiterung derer, die sie aufnehmen, beitragen. Dabei geht es jedoch nie um die Darstellung von vermeintlich perfektem supervisorischem Handeln, sondern um verantwortliches Tun, das auf Fehlerfreundlichkeit angewiesen ist, genau darin aber realistisch und sympathisch bleibt. Man kann dabei linear oder quer lesen – ganz nach Bedarf.

Im letzten Beitrag versuche ich mich schließlich, dem Fragekatalog zu stellen – auch, um anderen nicht etwas abzuverlangen, was ich nicht selbst erprobt habe. Damit sehe ich mich in einer Brückenfunktion und reiche den Staffelstab von der Lehrerschaft an den Leserkreis weiter. Natürlich werden je nach Hörgestimmtheit der Leserschaft manche Stimmen in den Beiträgen eingängiger sein als andere. Doch auch dies ist beabsichtig und gewollt. Denn so kann das Werk zum Lehr- und Lesebuch für die eigene supervisorische Entwicklung werden – ja zu einem, in das es sich auch nach dem ersten Lesen immer wieder einmal lohnt, hineinzuschauen, nachzuschlagen, sich aufs Neue anregen zu lassen und schließlich selbst Antworten zu finden und sie aufzunehmen in die eigene supervisorische Fundgrube.

Ein letzter Hinweis: Da uns der Gebrauch geschlechtergerechter Sprache wichtig ist, werden hier die dafür üblichen Formen verwendet. Im Folgenden wird aber um einer verständlicheren Lesbarkeit willen zwischen männlicher und weiblicher Sprachform gewechselt. Es sind dabei jeweils immer alle Geschlechter gemeint.

Annette Sachse  
Berlin, im April 2025